

EIN

LOCH

MARIE DÖLING

IM

UNIVERSUM

Contentwarnung
auf der letzten Seite!

© April 2026, Marie Döling

Ein Loch im Universum · **Band 2** der Crestvalley High Reihe

Lektorat: Anna Konelli · www.wirsindeda.de

Coverdesign: Sarah Scheumer · www.sarahscheumer.de

Buchsatz & Korrektur: Marie Döling · www.wirsindeda.de

Druck Leseprobe: Wir Machen Druck

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ohne Zustimmung der Autorin ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.



Man sagt, dass jede Schuld
uns über unsren Abgrund treibt.
Stets dieselbe Richtung, immer derselbe Fall.
Doch zwischen ihr gibt es auch jene,
die erst zusticht, nachdem man aufschlägt.

Hier reißen wir auf.
Hier zerspringen wir.





Prolog

Das, was ich als Erstes wahrnehme, ist mein Atem. Wie er die Dumpfheit um mich herum zerfetzt, unkontrolliert und rau. Als wäre ich nichts als mein Keuchen. Als wäre die Welt weit weniger als das – und viel zu viel zur selben Zeit.

Dass ich mich bewege, begreife ich erst durch den Regen, der viel zu warm gegen mein Gesicht prasselt; die Kühle des Innenraums einfach fortwischt, vor der ich fliehe. Ich falle mehr, als dass ich laufe, lasse jedoch ein paar Meter hinter mir, ehe meine Beine unter mir nachgeben. Mich nicht länger tragen können. Nichts hiervon. Unnachgiebig treffen meine Knie auf den nassen Asphalt, und obwohl ich weiß, es müsste wehtun, tut es das nicht.

Zurück. Ich muss zurück.

Doch als ich zu kriechen versuche, meine zitternden Finger in den Straßenbelag kralle, scheitere ich nach wenigen Zentimetern. Der rissige Widerstand des Bodens lässt meine Nägel splittern, und wenn nicht längst mein Herz in jenen läge, würde ich dem vielleicht Beachtung schenken. Aber alles, was nun noch von Bedeutung ist, ist diese Straße. Die, die ich

unbedingt bezwingen will. Auf der ich trotz all meiner Versuche festzukleben scheine. Als hätte man mir Teer auf meine Haut gekippt, auf mein Gesicht und meine Glieder. Dabei will ich nur weniger Boden zwischen mich und das Eben bringen.

Zwischen mich und das gerissene Metall.

Zwischen mich und das flehende Schweigen.

Ich fühle das Brennen der Galle, bevor ich sie schmecke. Bevor ich mich auf meine eigenen Hände und den schwarzen Beton übergebe. Nicht nur meinen Mageninhalt auf die Straße spucke, sondern die Träume des Mädchens, das ich einst war.

Dort, wo mein Herz gelebt hat, schlägt es nur noch. Ein hohler Takt. Das Echo darin ist neu, als hätten die letzten Minuten ein Loch in mein Innerstes gerissen; einen Schlund, der nun mitten in meiner Brust klafft. In diesem ganzen Universum.

Und als die Schritte hinter mir lauter werden, als man mich packt und vom Asphalt reißt, gibt es keinen Halt mehr. Ich falle einfach – mitten hinein.

Ich falle hinein.

Ich falle ewig.



Manche Momente sind solche der Schwäche. Sekunden, die nach purer Fehlbarkeit schmecken. Doch dass sich jeder Augenblick, den ich erlebe, nach Schuld anfühlt, lässt mich den Sauerstoff verfluchen, der mich am Leben hält. Womöglich ist deshalb das Bedürfnis, frei davon zu sein – nicht mehr atmen zu wollen –, ein so drängendes.

Mit siebzehn Jahren fühlt man eine absurde Menge. Positive Emotionen und erst recht negative. Ich glaube, ich habe sie alle durchlebt; die meisten von mir geschleudert. Dennoch haben sie mich nie derart überwältigt, wie sie es seit zweieinhalb Monaten tun. Noch nie habe ich mir gewünscht, nicht nur sie, sondern ich würde verschwinden.

Das Ping der eingehenden Nachricht reißt mich nicht aus der Schwärze, zu der jede meiner Fasern geworden ist. Aber es lässt mich das Chatfenster auf dem Laptopdisplay maximieren, indem ich auf die aufleuchtende Sprechblase klicke.

Hast du es getan?

Ein beinah amüsiertes Ausatmen stiehlt sich aus meiner Brust, fernab von jedem Humor. Es ist die Fassungslosigkeit, mich nicht zum ersten Mal zu fragen, wie ich mich so tief in dieser Leere verlieren konnte.

Vor dem Sommer habe ich zumindest nach außen hin gegläntzt; bin pures Licht gewesen, um das sich die Motten geschart hatten. Himmel, ich habe alles dafür getan, dass jeder, der mich anblickte, nur und nichts als Stärke in mir sah. Kraft, Anmut, Schönheit. Und wie sehr mein Inneres auch verrottete, es hat funktioniert. Schonungslos.

Die Bekka von damals ist es, der ein spöttisches Lachen über die Lippen perlt, als ich abermals und abermals die Worte lese, die justadeadgirl in den anthrazit hinterlegten Chat geschrieben hat.

Ich tippe nach einer zu langen Minute.

Noch nicht, du?

In meinem Brustkorb trommelt es, während ich die drei kleinen Punkte auf und ab tanzen sehe, die mir versichern, dass sie schreibt.

Zusammen?

Etwas in mir, das Erleichterung nahekommmt, summt durch

meine Glieder. Nur das Pochen in meinem Kopf explodiert, weil mir dadurch deutlich bewusst wird, dass ich vor ein paar Monaten noch die Oberhand über mein Leben gehabt habe. Ich habe die Fäden gezogen. Habe kontrolliert; mich mutig gefühlt.

Wie absurd. Wie unendlich abwegig, dass ich nun nicht einmal kühn genug bin, das zu tun, wonach alles in mir verlangt. Nicht ohne das Mädchen am anderen Ende des Chats.

Mein Blick wandert vom Bildschirm meines Laptops neben die Tastatur. Wandert so lange, bis er den rosa Augenbrauenrasierer erfasst, den ich vor knapp sechs Wochen nach einem meiner Albträume mit schweißnassem Gesicht und zitternden Fingern aus dem Badezimmerspiegel geholt habe. Benutzt habe ich ihn damals nicht. Zumindest nicht sofort – und nicht allein. Es war der Abend, an dem ich mein Profil auf Blindspot zum ersten Mal richtig genutzt habe. Nicht als Leserin anonymer Beichten, sondern als Verfasserin einer solchen.

Noch während ich die in Plastik eingefasste Klinge fixiere, tippen meine Finger ein Ja.

Ich kenne die Person im Chat seit dem Tag, als ich meine Beichte postete. Es war unüberlegt und mehr als naiv, und als mich die ersten Nachrichten von irgendwelchen Internettrollen erreichten, blendete ich sie sofort wieder aus.

Bei Blindspot gibt es keine Reue. Was man im toten Winkel – dem öffentlichen Feed – preisgibt, gehört der Plattform. Man

kann Beichten lediglich archivieren, sodass sie für die Allgemeinheit verschwinden. Doch die Verbindung zu jenen, die bereits darauf reagiert haben, bleibt bestehen. Ein digitaler Handschlag, den man nicht zurücknehmen kann. Eine Narbe, die man zwar mit Kleidung bedeckt, aber niemals fortwischt.

Justadeadgirl besaß diesen Teil meiner Wahrheit. Ihr Kommentar war einer von zwölf, aber der einzige, der mich wirklich erreicht hat. Vielleicht, weil ich aus ihm dieselbe Traurigkeit gelesen habe; dieselbe Ausweglosigkeit, die ich in dieser Sekunde empfand. Also schrieb ich ihr – und sie nahm die Anfrage an. Seitdem ist sie mein einziger Inbox-Kontakt der Plattform.

Blindspot ist ein Ort für Gespenster. Keine Profilbilder, keine Biografien, keine Spuren. Nur ein frei gewählter Nickname in einer Farbe der Wahl. Das Einzige, was uns real macht, sind die nackten Zahlen am Rand des Chats: Wie alt wir sind und wie viele Kilometer Asphalt zwischen unseren Abgründen liegen.

Es ist eine Art regionales Tellonym, wenn man so will. Aber alles, was man im toten Winkel posten kann, sind Worte. Keine Bilder, keine Videos, keine Memos. Man beichtet, vollständig unbekannt, und erntet ehrliche und ungeschönte Reaktionen.

Es ist ein absurder Trost, zu wissen, dass das Leid direkt in der Nachbarschaft wohnt. Die Plattform füttert dich mit der giftigen Hoffnung, dass du nicht allein in Verzweiflung wühlst. Dass es immer jemanden gibt, dessen Abgrund noch schwärzer

ist. Dass Menschen existieren, denen es schlechter geht als mir.

Das ist, was mich hält. Das und justadeadgirl.

Ihre Geschichte ist mir nur in Bruchstücken bekannt. Aus einigen ihrer Beichten weiß ich, dass sie viel Wut in sich trägt: weil es leichter ist, zu hassen, als Schmerz zu empfinden. Sie hat Tage, da kämpft sie sich aus der Abwärtsspirale, und solche, in denen sie tiefer fällt als zuvor. Was uns beiden geschehen ist, hat nie wirklich eine Rolle gespielt, selbst ich ihr Schicksal erahne. In diesem Chat, auf den ich blicke, sind wir nur zwei Mädchen, die unstreitbar kaputt sind. Das macht Justadeadgirl zu meinem einzigen Anker. Sie hat mir gezeigt, wie ich das Steuer für ein paar Sekunden herumreiße; mir die Kontrolle zurückhole. Ein flüchtiger Beweis, dass ich noch lebe, statt nur zu existieren.

Seit Juni dreht sich die Welt ohne mich; Tage wurden zu Nächten, die Sonne tötet den Mond. Ich war nur anwesend, bin in Schmerz und Wut und Schuld geschwommen, obwohl ich nur darin ertrinken wollte – hätte ertrinken sollen. Nur das wäre fair gewesen ...

Meine Gefühle sind ihre. Ihre Gefühle meine eigenen.

Und ich weiß, dass es auch ihr Handeln ist – zumindest stelle ich es mir vor. Stelle mir vor, dass sie genau wie ich nach etwas Scharfem greift. Spüre das Gefühl von Kontrolle, das wir uns beide in genau dieser Sekunde zurückholen, als wir die Klinge an unsere Haut setzen. Ich wie immer an der Innenseite meines

Schenkels, heute auf der rechten Seite. Meine Chatfreundin bevorzugt ihren Bauch, das weiß ich. Genau wie ich weiß, dass sie an besonders harten Tagen nicht nur einen Schnitt setzt, sondern ihre Narben wieder und wieder aufschneidet.

Zu behaupten, es täte nicht weh, wäre eine Lüge. Zu sagen, die Übelkeit bliebe aus, eine zweite. Doch dieser Schmerz ist nichts gegen den Krieg in meinem Inneren, den ich in genau diesem Moment gewinne. Zumindest für jetzt. Zumindest für die Sekunden, in denen das Taschentuch mein Blut fängt.

Ich warte, bis es aufhört. Warte, bis ich mir sicher bin, dass eine Narbe bleiben wird. Ein bleibender Schaden als Beweis meines Daseins. Ich weiß nicht, ob es meine Strafe ist oder meine Wiedergutmachung. Vielleicht ist es nichts von beidem. Nur die einzige Wahrheit, die ich noch fühle.

Bist du okay?

Nein. Bist du es?

Erneut betrachte ich die wippenden Punkte, die kurz verschwinden, dann erneut ansetzen. Am Ende ist ihr Nein alles, was ich bekomme. Ehrlicherweise ist es alles, was ich hören will.

Ich weiß, wie das klingt. Weiß, wie abstoßend und übelkeitserregend diese Tatsache ist. Nur gibt mir Justadeadgirl

dadurch das Gefühl, verstanden zu werden.

Hast du sie heute gesehen?

Ich starre auf die Frage, die sie immer stellt, seitdem wir das hier zusammen machen. Die sie stellt, seit ich in purer Verzweiflung gebeichtet habe, verfolgt zu werden. Von jemanden, der ... nicht mehr hier sein dürfte. Dass da jemand ist, der keinen Atem mehr besitzt und mich trotzdem einholt. Seit ich ihr von dem Mädchen erzählte, das ich sehe, obwohl sie tot ist.

Gott, wie oft mir dieser Gedanke Angst macht. Aber ich brauche keine Psychologen, die mir etwas von Trauma-Bewältigung erzählen oder davon, dass mein Gehirn nur die Leere füllt. Ich weiß genau, warum das tote Mädchen in den Ecken meines Zimmers lauert. Warum ihr Schatten sich über meinen legt. Mir ist bewusster als jedem anderen, weshalb sich mein Gehirn einbildet, sie wäre hier: weil ich sie getötet habe.

Ich habe Fiona Roberts getötet.

Diese fünf Worte sind alles, was von mir übrig ist – kein Schnitt der Welt kann sie wieder lebendig machen.

Justadeadgirl weiß nichts von meiner Schuld. Vermutlich denkt sie, ich wäre eines dieser Teenager-Mädchen, das mit ihrer eigenen Trauer kämpft statt mit der Tatsache, eine Mörderin zu sein. Alles, was ich gebeichtet habe, war, dass ich

ein Mädchen sehe. Immer und immer wieder. Ein Mädchen, das aufgehört hat, zu existieren.

Deinetwegen.

»Fuck«, murmle ich. Lasse den Kopf in meine Hände fallen, drücke die Finger oberhalb meiner Stirn in die Haut. Dabei lasse ich das Taschentuch los, das ich bis eben auf den Schnitt gedrückt habe. Ignoriere, dass das Blut noch nicht geronnen ist.

Der Ansatz der Haare, den ich dadurch ertaste, erinnert mich an einen Teil von mir, der genauso wenig funktioniert wie alles andere. Nur kann ich ihn deutlich besser verstecken als mich selbst.

Millimeter für Millimeter schiebe ich meine Nägel unter die rotblonde Perücke, deren Haare mir bis unter die Brust fallen. Zumindest so lange, bis ich den feinen Ansatzkleber gelöst habe und sie in meinen Händen halte.

Das Bedürfnis, mich unter der Wig Cap zu kratzen, die noch auf meinem Kopf haftet und meine wenigen echten Strähnen verbirgt, ist enorm, doch zuerst lege ich die Perücke fein säuberlich auf meinen Schreibtisch. Erst danach ziehe ich das elastische Nylon von meiner Haut. Beiße die Zähne zusammen, als es sich löst und der getrocknete Kleber wie ein Pflaster von meinen Schläfen reißt, das viel zu lange dort geklebt hat. Noch während ich den Stoff zur Seite lege, fahre ich mit meiner Hand über ebenjene Stellen, dann zu den kahlen Flächen auf meinem Kopf. Durch den Rest Früher, der mir geblieben ist. Vertreibe

damit das Jucken, aber nicht das Gefühl von Verfall.

Als ich meinen Blick senke, sehe ich das Blut, das auf die dunkle Decke unter mir tropft, die seit einer Weile auf meinem Schreibtischstuhl liegt. Trotzdem habe ich das Bedürfnis, die Wunde aufzukratzen; mehr Schmerz zu erfahren, damit die Stimme in meinem Kopf still ist. Damit ich das Atmen nicht bei jedem Zug bereue.

Doch ich muss mich in Acht nehmen.

An Tagen, an denen ich allein zu Hause bin oder meine Mutter schläft, ist es leichter, sich der Düsternis völlig hinzugeben. Heute ist keiner davon, weshalb ich ein Pflaster aus der Blechdose hole, es auswickle und so gut wie möglich über den Schnitt klebe.

Dadurch brauche ich einen Augenblick, um aufzusehen, als eine weitere Nachricht eingeht.

Meine Finger zittern, als ich sie auf die Schreibtischplatte lege; die rechte Hand instinktiv zur Maus führe.

Drei Fragezeichen weisen mich auf das hin, was unbeantwortet blieb. Und trotz meines Zitterns; obwohl ich glaube, nicht genügend Kraft zu besitzen, schreibe ich:

Sie ist niemals fort. Nie. Auch wenn ich sie gerade nicht sehe.

Es dauert ein paar Sekunden, ehe sie ein schwarzes Herz-Emoji

in den Chat schickt.

Man könnte unsere Unterhaltungen als fragmenthaft bezeichnen. Sie dauern nie lang, doch sind mit so viel Realität gefüllt; so viel Verstehen, dass sie unabdingbar für mich sind. Genau das macht es zu etwas, das ich ertrage. Jedes Mal hinterlässt es die bitternotige Erkenntnis, dass ich noch nicht aufgegeben habe. Und dass da noch anderer Schmerz in der Welt ist, der die Wahrheit in meinem eigenen entdecken könnte. Vielleicht sogar einer, der mir zeigt, damit zu leben. So wie Justadeadgirl mir gezeigt hat, wie ich ihn auf eine andere Quelle lenke.

Ich sende dasselbe Herz, ehe ich das Chatfenster schließe und meinen Laptop zuklappe. Das klackende Geräusch hallt durch die Stille meines Zimmers, weshalb ich nicht anders kann, als ihm nachzuhorchen. Als würde in diesem kaum wahrnehmbaren Widerhall eine Erkenntnis liegen, die mich zu erreichen versucht.

Doch als ich mich umsehe, ist nichts anders. Hinter meinem hellblau bezogenen Himmelbett steht die weiße Tür meines Wandschranks offen. In jedem Fach liegt fein säuberlich gefaltete Kleidung, darunter hängen Kleider und Strickjacken farblich sortiert, noch weiter darunter stehen meine Schuhe in Reih und Glied. Genau so, dass zwischen jedem Paar wenige Zentimeter Luft sind, damit es nicht gestopft aussieht. An derselben Wand, unter einem der zwei breiten Fenster, steht ein

Sessel in Schafsfell-Optik, der viel bequemer aussieht, als er ist. Ein hellblaues Zierkissen mit weißen Schleifchen liegt darauf. Es ist wirklich hübsch – zu hübsch, um es tatsächlich als Kissen zu nutzen. Auf dem weißen runden Tischchen daneben liegt ein Buch, das ich wohl nie lesen werde. Auch das ist nur da, weil der hellgrüne Pastellton farblich mit allem harmoniert. Ich weiß nicht einmal, wie es heißt. Es war mir nie wichtig. Nichts war mir wichtig – nur das Bild, das ich abgegeben habe. Die Anerkennung, die mir entgegenschlug. Vielleicht sogar die Angst ...

Der pastellrosa Schreibtischstuhl quietscht beim Aufstehen, weshalb mein Kopf instinktiv zur Tür ruckt. Erst als ich nichts dahinter vernehme, gehe ich auf das Buch zu, das ich soeben ins Auge gefasst habe. Der Stoff meines weißen Tennisrocks fällt dabei bis kurz über die Knie und verbirgt, was schmerzt, weil meine Schenkel leicht aneinanderreiben. Statt meinen Gang anzupassen, lasse ich das Gefühl zu, bis ich sechs Schritte später auf die staubfreie Tischplatte sehe und das Buch in die Hand nehme.

»Be(e) My Humble Love« steht in geschwungenen Lettern über einem gezeichnet wirkenden Honigglas. Blümchen zieren es hier und da und ein Bienchen schwirrt ebenfalls über das Cover.

Andächtig streiche ich darüber, so sachte, als könnte meine Berührung sie zerstören. Ich fühle die verarbeitete Goldfolie

unter meinen Fingerspitzen, folge ihnen mit dem Blick, bis – Blitzschnell ziehe ich meine Hand vom Einband zurück. Von der zarten Spur Blut, die ich darauf hinterlassen habe.

Obwohl es nicht in Flammen steht, fühlt es sich genau so an. Nur hört das Brennen nicht auf, als ich meine Finger zu Fäusten balle. Nein, es breitet sich aus. Fährt erst in meine Gelenke, dann die Arme hinauf, die über den Ellenbogen von einem gelben Shirt bedeckt sind. Mir wird siedend heiß, woraufhin ich in einem Anflug von Panik zum Fenster stürze und es aufreiße.

Ein Atemzug – ich gönne mir diesen einen, ehe ich die seidenen Vorhänge zuziehe; meine Kahlheit vor der Welt verstecke. Wie gern würde ich meine Arme auf den Sims stützen, meinen Oberkörper weit hinaus lehnen. Stattdessen drücke ich mein Gesicht in den zarten Stoff; stehle mir die Luft, die er hindurchlässt.

Mitte September ist die Luft noch warm. Zu warm, um das Feuer unter meiner Haut, das längst meinen Hals erreicht hat, zu löschen. Ich kann nichts gegen das Gefühl ausrichten, das meine Kehle enger und enger wird. Kann nichts anderes tun, als zu versuchen, meine schneller werdende Atmung zu kontrollieren.

Nur ist Kontrolle das, was ich in diesem Jahr verloren habe. Stärke ist, was ich nicht länger besitze – vielleicht nie wirklich besessen habe.

Beides hat mich atmen lassen. Überleben. Doch nun ...

Eins.

Bilder der Schultoilette flackern in meinem Kopf; versetzen mich in eine Situation, in der Macht alles war, was ich fühlte.

Zwei.

Die Gesichter meiner Freundinnen, die lachen, während sie sich im Spiegel über den Waschbecken den Lippenstift nachziehen.

Drei.

Ein dumpfer Aufprall, als etwas auf die Fliesen fällt.

Vier.

Mein Blick, der zu den Toilettenkabinen hinter mir herumfährt, von der nur eine geschlossen zu sein scheint.

Fünf.

Das Rauschen meines Blutes, als Aufregung in mir kitzelt.

Sechs.

Der stille Austausch mit Rouge und Ana, während wir auf die Toilette zugehen, hinter der unser High des Tages wartet.

Sieben.

Eine Tür, die beim Aufzerren gegen die Kabinenwand daneben prallt.

Acht.

Augen, die sich fürchten.

Neun.

Augen, die begreifen.

Zehn.

Fiona.

Wieso ausgerechnet diese Erinnerung es schafft, mich ruhiger werden zu lassen, ist mir nicht nur unbegreiflich, es lässt auch Abscheu in mir aufsteigen. Gegen Rouge, gegen Ana. Gegen mich selbst. Und auch gegen das Mädchen, das mir das Gefühl von Erhabenheit gegeben hat.

Würde ich mich jetzt umdrehen, wäre sie da. Aus genau diesem Grund tue ich es nicht. Selbst wenn die Stimme in mir Feigling flüstert. Ich lasse sie, denn sie hat recht.

Ich hole Luft, um sie für ein paar Sekunden in meinen Lungen zu halten. Um einen Moment zu schaffen, in dem ich bei mir bin, bis meine Brust unerträglich drückt. Nicht deswegen, sondern wegen der Schritte, die ich vernehme, stoße ich sie wieder aus.

Das Wummern ihrer Schuhe verrät, dass meine Mom die Treppe hinaufkommt. Die Inbrunst darin, dass sie zu mir will. Und obwohl ich mich am liebsten in dem Kleiderschrank vor ihr verstecken würde – jede Zelle in mir schreit danach –, ist meine Furcht die eine Sache, die sich in den letzten Monaten nicht verändert hat. Und auf eine absurde Weise bin ich dankbar dafür ...



Würde mich jemand fragen, ob Luft wimmern kann, lautete meine Antwort ja. Ja, sie wimmert – weint sogar und schreit an

den grausamsten Tagen. So durchdringend, dass sie einem das Gefühl gibt, nicht von der Welt geliebt zu werden. Nie geliebt worden zu sein. Wieso sollte sie auch? Es ist kaum etwas in mir, das sich zu lieben lohnt. Und das Wenige, das ich in manchen Sekunden an mir schätze, ist so fragil, dass man nicht einmal ansetzen kann, danach zu greifen.

Meine Haut ist nicht warm oder einladend.

Mein Herz nicht laut oder rot.

Meine Hände weder weich noch zielgerichtet.

Stattdessen tasten sie in der Luft nach etwas, in das sie sich krallen können, während in meinen Ohren dieses unerträglich laute Wimmern auf das Pochen trifft, das von meinen Haarwurzeln ausgeht. Ich ahne, dass die wenigen Büschel, die nur vereinzelt auf meinem Kopf wachsen, wieder weniger geworden sind. Der nagende Schmerz jedoch ist etwas, an das ich mich gewöhnt habe. An das Gefühl jedes Haares, das aus meiner Haut gezerrt wird. Ebenso wie an den Schleier der Feuchtigkeit unter meinen nackten Fußsohlen – und an die Dunkelheit, die hier unten ein Teil von allem ist. Auch, vielleicht sogar vor allem, von mir.

Meine Mutter ist still, doch ich weiß, dass es nur Sekunden dauern wird, ehe mein Trommelfell bebt. Denn als sie mich loslässt, geht sie die zehn Stufen wieder hinauf, knipst das Licht an, ehe sie die Kellertür von innen zuzieht.

Ich wünschte, sie würde mich in meiner Einsamkeit

zurücklassen. Denn mit ihr eingesperrt zu sein, ist schlimmer.

Das Einrasten des Schlosses lässt mich schützend meine Arme um mich legen. Wo meine Haut in meinem Zimmer noch gebrannt hat, fühlt sie sich nun eiskalt an. Meine Härchen haben sich aufgestellt, mein Herz rast. Es wird schneller, als es begreift, dass sich der Blick meiner Mutter verändert, sobald er wieder auf mich fällt. Jetzt, hier unten, ist sie nicht Mom. Sie ist Ma'am. Und sie ist wütend.

»Den ganzen Monat«, stößt sie aus – und selbst ihre Stimme scheint zu toben. Sie klingt mächtig und ... erbarmungslos. Nicht nur, weil hier unten neben dem vereinzelt Knistern der Heizungsrohre kein weiteres Geräusch ist, sondern weil sie will, dass ihre Worte die Luft zwischen uns zerreißen. Bis sie es selbst tun kann ...

»Den ganzen Monat schon lügst du mich an.«

Zuerst bin ich zu abgelenkt von allem, um das Gesagte zu verstehen, doch dann dämmert mir, was sie meint.

»I-ich ha-«

»STOPP!«

Mein Körper zuckt zusammen, ehe ihre Stimme wieder erschreckend ruhig, dafür umso schärfer wird.

»Sei Still, Rebekka. Ich will deine erbärmlichen Ausflüchte nicht hören, weshalb du jeden Tag des neuen Schuljahres verpasst hast.«

Seit ich am ersten Tag nach den Sommerferien nicht in die

Crestvalley High zurückkehrte, wusste ich, dass dieser Moment kommen würde. Mich wundert sogar, dass die Schule ganze zwei Wochen gebraucht hat, um meine Mutter zu kontaktieren. Vermutlich ist das so, wenn eine ganze Highschool um den Tod einer Schülerin trauert.

Es ist nicht so, als hätte ich es nicht versucht. Ich habe mich geschminkt wie immer, gekleidet wie immer, war pünktlich wie immer. Nur ich war nicht wie immer – und alles andere auch nicht. Was vorher ein Ort war, an dem ich bewundert wurde, war plötzlich einer, der mich über Glasscherben jagen wollte. Also kehrte ich um, bevor ich den Schulhof überhaupt betreten hatte – und der Schatten von Feigheit folgte mir.

Wo er nun ist, weiß ich nicht. Hier unten ist nie ein Schatten bei mir. Wie grotesk, dass ich mutterseelenallein zu sein scheine, obwohl meine Mom genau vor mir ist, als sie in diesem Moment die letzte Stufe hinter sich lässt.

Instinktiv setze ich einen Schritt zurück. Ein Fehler, den ich beinahe immer mache, denn es lässt sie den Abstand zwischen uns noch schneller überbrücken.

»Was bist du?«, fragt sie mit einem Zittern des Zorns in der Stimme, nachdem sich ihre Hand erneut in die verbliebenen Strähnen meiner Haare krallt.

Das Wimmern kann ich nicht unterdrücken. Es rutscht im selben Augenblick über meine Lippen, wie Tränen in meine Augen steigen. Ich weiß, was sie hören will; was sie mich fühlen

lassen will.

»Was. Bist. Du?«

»Ein N-nichts ...«, murmele ich, während mein Kopf näher zu ihr gezerzt wird.

Mom positioniert ihr Ohr so nah vor meinem Mund, als hätte sie mich nicht verstanden. »Lauter!«, befiehlt sie. »Ich habe dich gefragt, was du bist.«

Für ein Räuspern reicht meine Kraft nicht, daher ist meine Antwort von Rauheit durchzogen, als ich lauter wiederhole: »Ich bin ein Nichts, Ma'am.«

»Ganz genau.« Aus jedem Buchstaben trieft Enttäuschung; aus jedem ihrer Worte Abscheu. »Du bist wertloser als Müll, Rebekka.«

Man sollte meinen, dass ich mich nach hunderten ihrer Beleidigungen daran gewöhnt hätte, doch auch dieses Mal schneiden sie mir so tief ins Fleisch, dass der Schnitt an meinem Oberschenkel lächerlich wirkt.

Es gab eine Zeit in meinem Leben, in der war ich davon überzeugt, nichts hiervon verdient zu haben. In der ich meine eigene Menschlichkeit entdeckte – und die Fehlbarkeit meiner Mutter, die direkt neben ihrem Schmerz lag; ihn überlagerte. Damals lag mein dreizehnter Geburtstag gerade zwei Tage zurück und wie jetzt umgab mich Dunkelheit. Ihr Verhalten kam plötzlich – und gleichzeitig nicht, wenn man unsere familiären Umstände betrachtet.

Das klatschende Geräusch dringt eher an meine Ohren, als mich der Schmerz trifft. Aber nur beim ersten Mal. Die zweite Ohrfeige nehme ich vollen Bewusstseins wahr. Sie trifft nicht nur, sie hinterlässt Spuren. Auf und an und in mir. Bis sich die künstlichen Nägel meiner Mutter in meine Schulter bohren; mich nach unten drücken, sodass ich wie eine Sklavin vor ihr knie.

»Dein Vater hätte dich mitnehmen sollen«, keift sie. »Er hätte den verdammten Strick auch um deinen Hals legen sollen. Dann wäre ich euch beide losgewesen.«

Wie komisch, dass manche Worte an einem abprallen, obwohl sie gezielt auf uns einstechen sollten. Und andere, die in purer Wut und Verzerrung gesagt werden, unwiderruflich treffen.

Das Schluchzen bricht so schnell aus mir, es ist unmöglich, es aufzuhalten. Beinah sofort geht es in ein bitterliches Weinen über, während Mom nichts tut, als von oben auf mich herabzusehen und mich zu betrachten. Als sich unsere Blicke für eine Millisekunde treffen, erkenne ich hinter ihrer Erbarmungslosigkeit einen Schmerz, der möglicherweise tiefer sitzt als mein eigener. Nur spielt es keine Rolle. Es spielt keine Rolle, dass sie sich nachher unter Tränen für all das entschuldigen wird. Es spielt keine Rolle, dass ich mich in ihre Arme werfen werde wie eine Ertrinkende; dass ich die Perücke wieder aufsetzen werde. Es ist nicht relevant, dass ich den Chat

mit Justadeadgirl nachher wieder öffnen werde.

Nichts ist es.

So lange, bis ich zwischen meinem eigenen Wimmern und den Schritten meiner Mutter, die mich im Keller zurücklässt, im flackernden Kellerlicht die Gestalt eines Mädchens sehe. Und wie immer, wenn ich es tue, steht etwas in ihren Augen, das mir die Kehle zuschnürt.

Zum Glück löscht meine Mutter das Licht, ehe sie die Tür zudrückt und mich einsperrt. Zum Glück kann ich mir in der Dunkelheit einreden, ich wäre allein. Selbst wenn Fionas Worte in mir klingen, als würde sie sie direkt in mein Ohr flüstern; als wären sie der einzige Takt, der in dieser Stille zählt.



Nackte Splitter bohren sich in
scharfe Haut;
füllen dort die Leere aus. Wie
k o m i s c h,
dass man zusehen kann,
wie Schmerz wächst.



»Ein Loch im Universum«

erhält neben der Handelsausgabe zwei Sondereditionen, die ihr auf www.buchmaedchen.de bestellen könnt:



Tipp: Auch Band 1 der Crestvalley High Reihe »Kein Ort dieser Welt« ist als Limited Edition verfügbar!



Buchmädchen



Contentwarnung

Um euch ein sicheres Leseerlebnis zu ermöglichen, möchte und muss ich darauf hinweisen, dass in »Ein Loch im Universum« Themen behandelt werden, die negative Empfindungen und Erinnerungen hervorrufen können. Die Szenen werden explizit dargestellt und sind folgenden Bereichen zugehörig:

- Mobbing (Täterinnenperspektive)
- physische und psychische Gewalt
- häusliche Gewalt
- narzisstische Verhaltensmuster
- Symptome von Borderline
- Selbstverletzung mit Suizidversuch
- Autounfall mit Todesfolge
- sexualisierte Gewalt (Erwähnung)

Bitte legt Lesepausen ein, wenn es euer Gemüt verlangt.



Online-Beratung
www.nummergegenkummer.de

Du liebst signierte Bücher?



Dann schau bei uns im Shop vorbei!

Sämtliche Bücher werden persönlich für dich signiert, verpackt
und mit Charakterillustration zu dir nach Hause gesendet.

Wieso? Weil wir eda sind.

Kein Verlag. Einfach eda.



@writeinpieces (Marie Döling)



@writeinpieces



www.wirsindeda.de



Kälte fühlt sich an wie Regen,
Wind wie Pazifik
Vielleicht weil Sehnsucht
in Wellen kommt
Und du in Momenten, die
WEHTUN.

»Lass los«, sage ich
Und halte deine
noch ein wenig
FESTER.

»Manchmal glaube ich, dass Schmerz nicht nur
ein Echo ist – er ist meines.«

Nach dem Tod ihrer Mitschülerin zu leben, ist das Schwerste,
das Bekka je tun musste. Seitdem hüllt sich Dunkelheit um
die gefallene Königin der Crestvalley High, deren Schuld
echter ist als ihre Fassade. Jedes Gefühl ist schwarz geworden,
ihre Stille regungslos. Schwach. Dabei war Letzteres das,
was Bekka in den vergangenen Jahren aus ihrem Leben zu
radieren versuchte. Doch dieses Verhalten hat etwas gekostet;
hat ein Geheimnis hinterlassen, das sie quält. In jeder
Spiegelung, in jedem Winkel Crestvalleys, sieht Bekka sie
wieder: die Silhouette des toten Mädchens – und den Schatten
ihrer eigenen Grausamkeit. Eine Schuld, die sie ihr
Leben infrage stellen lässt.

Eine Tat, die Löcher ins Universum reißt.

Nackte Splitter bohren sich in scharfe Haut
füllen dort die Leere aus. W

KOMISCH,
dass man zusehen kann
wie Schmerz wächst